

II. Jahrgang.
No. 34

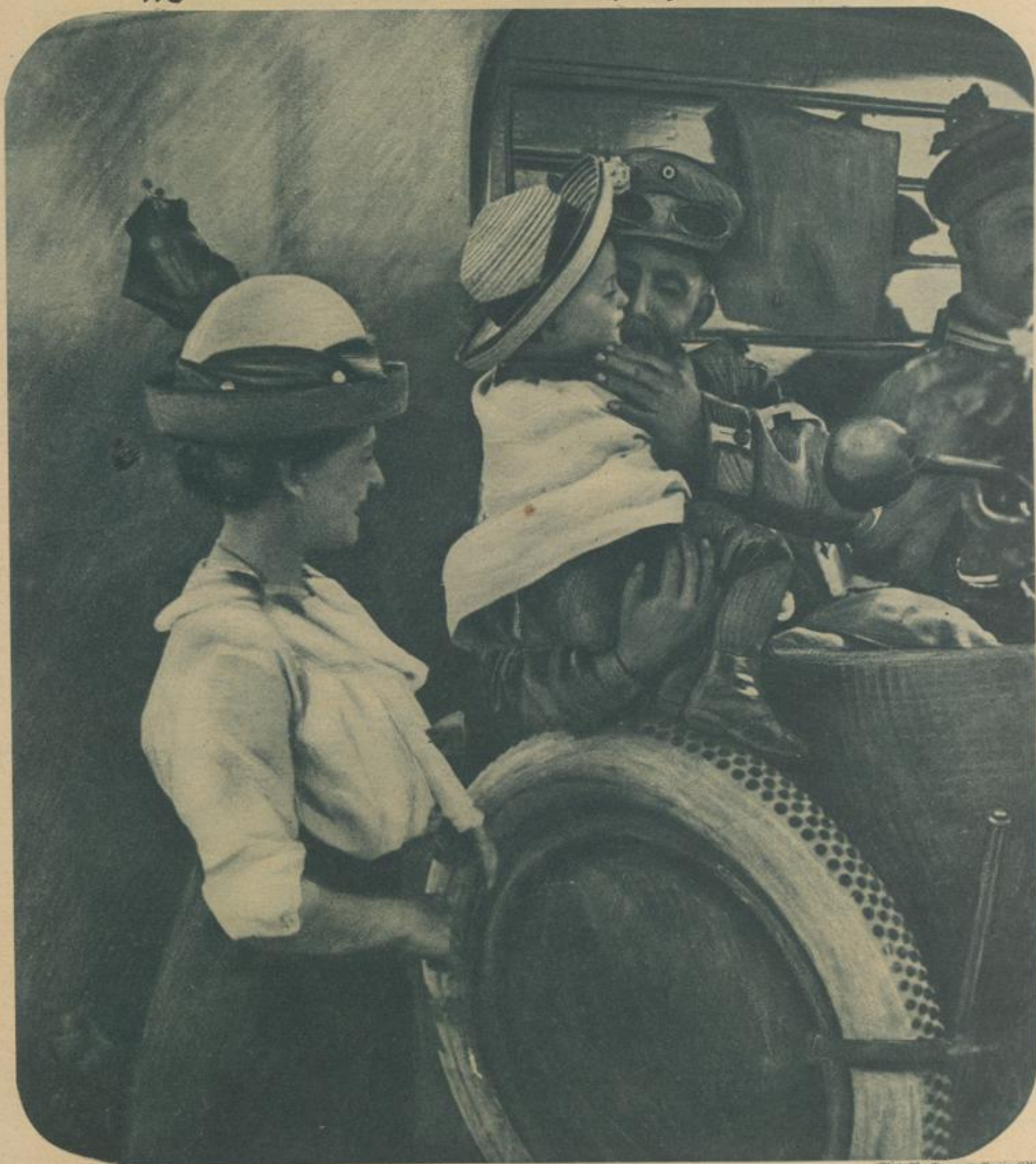
4. Kriegsnummer^{*)}

20. August 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

„Fürs Vaterland — mit frohem Mut!“



Phot. W. Prosser, Berlin SW.

Der Abschied eines Vaters.

^{*)} Die anderen Nummern können nachbestellt werden.



Der russische Versuchter.

Wenn Du auf mich hörst, so ist das Reich da unten Dein.



Es geht nicht alles so, wie man denkt.

Die russisch-französische Freundschaft.

Unsere Bilder sind einem berühmten, alten, französischen Karikaturenwerk entnommen, das nur noch in zwei Exemplaren existiert. Der grimmige Karikaturist Daumier hat in diesen Blättern, die auf die Ereignisse der Jahre 1840—55 Bezug nehmen, den Russen böse zugelegt. Sie werden lächerlich gemacht, soweit es nur geht. Das Werk hat den außerordentlichen Beifall der Zeitgenossen gehabt — jetzt haben der russische Bär und der weilsche Hahn wieder einen gemeinsamen Käfig bezogen — aber vielleicht erscheint schon im nächsten Jahre ein ähnliches Karikaturenbuch in neuer, verstärkter und noch bissigerer Auflage — wir wollen es mit allen Kräften wünschen.



Die von den deutschen Truppen besetzte große Luxemburger Brücke in Luxemburg.

„Frisch auf! Kameraden“



Aus dem Kriegsjahr 1870: Deutsche Kavallerie greift erfolgreich einen französischen Transportzug an — eine Scene, die sich auch jetzt vielfach wiederholen dürfte.



Kampflied.

Nun geht es in den Kampf
Und Pulverdampf!
Weine nicht, Mutter, weine nicht, Weib!
Viel Blei zielt vorbei. Und trifft's den Leib,
Tränk' ich die deutsche Erde mit Blut,
In der es sich so herrlich ruht.
Freudig geht's in den Kampf!

Die Kriegesfahnen flattern
Durch todswangres Knattern.
Denkt noch kurz an Weib und Kind.
Hurra und geschwind, vor Gefahren blind
Drauf an den räubernden Feind,
Der zu Dreien vereint
Deutschland zerreißen möchte!
Wir sind keine Knechte!
Zeigt es im Kampf!

Dem grausamen russischen Bär
Brenn' unser Gewehr
Löcher in den filzigen Pelz!
Rausche, deutscher Adler, vom Fels!
Pack' den geblähten Hahn und zerzupf'
Und rupf' ihn, daß er verblutend hupf!
Der Bulldogg in die gesträubten Zähne
Einen Faustschlag, daß sie zum Teufel gehn!
Die Bestien machen uns nicht zittern.
Bald haben wir sie hinter Gittern.
Deutschland hab' Ruh!

Deutschland, geliebtes, hab' Ruh!
Und Europa dazu!
Die Welt soll am deutschen Wesen genesen.
Pflügen, säen und Garben lesen.
Doch jetzt dreschen Kolben nach blutiger Saat.
Ganz Deutschland ist Schwert, ist Faust, ist Soldat!

Sauset Geschosse, plahet Granaten!
Voll in Waffen, singende Taten!
Auf gegen die Räuber!

Jakob Scherel.



Photothek, Berlin.

Das Verteilen des Essens.

worden ist, wurden zerstört und in Brand gesteckt. Hofrat Kattner wird allgemein als ein äußerst feingebildeter Mann mit vielen kulturellen Interessen geschildert. Als die russische Polizei sich bequemt, dem Treiben des Pöbels Einhalt zu tun, war das Entsetzliche schon geschehen. Die Russen werden dieses barbarische Vorgehen büßen müssen. Sie werden natürlich wieder die angeblich schlechte Behandlung der Zarin-Mutter ins Feld führen, obwohl es längst erwiesen ist, daß diese Dame mit der größtmöglichen Ritterlichkeit durch Deutschland befördert worden ist. Daß wir ihrerwegen unsere Mobilisation unterbrechen sollten, damit sie über Cydnahnen gemächlich nach Hause fahren konnte, war natürlich zu viel verlangt — selbst für eine Zarin-Mutter. Es ist aber gar nicht anzunehmen, daß die Russen im Ernste wegen solcher Lappalien derartige Brutalitäten begangen haben. Sie haben vielmehr nur einen Vorwand gesucht und da war ihnen alles recht.

Das Russenlager auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz.

In der großen Zentrale Berlin und in der Umgebung der Reichshauptstadt waren zur Zeit der Mobilisation viele Tausende von Russen, die nicht mehr in die Heimat abgeschoben werden konnten. Um sie alle an einem Orte zu haben und möglichst genaue Kontrolle üben zu können, hat man sie in Döberitz in einem Barackenlager untergebracht. Es sind dort Leute aller Gesellschaftsklassen versammelt: Arbeiter, Ärzte, Studenten, Staatsbeamte, Millionäre und Landarbeiter. Soweit die Leute keine Mittel haben, werden sie auf Staatskosten verpflegt. Viele von ihnen werden froh sein, daß sie so gut untergebracht sind. Vielleicht haben sie noch nie so gut zu Mittag gegessen. Man darf wohl ohne weiteres annehmen, daß unsere Leute in Rußland nicht so behandelt werden und daß sie mehr zu erdulden haben, als die Russen bei uns. Welcher Gemeinheiten man drüben fähig ist, beweist die Ermordung des greisen Hofrats Kattner, der als Verwalter in der deutschen Botschaft zurückgeblieben war. Kattner wurde vom Pöbel einfach niedergemacht, die kostbaren Räume der deutschen Botschaft, die erst vor kurzem bezogen



Die von dem Petersburger Pöbel zerstörte deutsche Botschaft in Petersburg.



Photothek, Berlin.

Ein neuangefommener Trupp.

Weibliche Spione. 1870-71.

Raum ist die Kriegsfurie entfesselt, so mehren sich auch die Meldungen über Verhaftungen von Spionen, die unser Vaterland durch ihren Verrat militärischer Geheimnisse an ihre Behörden schwächen wollten. Waren es bisher in den letzten Tagen auch nur Männer, die man glücklicherweise immer noch rechtzeitig ergriff, so sind doch auch Frauen nicht selten die willigen Werkzeuge gewesen, wenn es galt, dem Feinde des eigenen Vaterlandes durch Spionage zu schaden. So hat man erst kürzlich in Vivres, im Departement Seine-et-Oise der Juliette Dodu ein Denkmal gesetzt, das von der Herzogin d'Albe angefertigt ist und für dessen Errichtung sich ein Komitee gebildet hatte. Juliette Dodu war eine Telegraphistin in Vithiviers, die 1870 die deutschen Depeschen auffing. Sie war mit den Zeitungen vertraut und fing nachts die Depeschen auf, die die Deutschen von Vithiviers absandten. Siebzehn Nächte hindurch hat das 22jährige Mädchen Abschriften von Berichten und Antworten gemacht. Der Telegraphen- draht ging dicht an ihren Fenstern vorbei und es wurde ihr leicht, die Leitung aufzufangen. So verriet sie den ganzen Gedankenaustausch des Feindes in und um Vithiviers, das von Deutschen besetzt war. Am 5. Januar 1871 wurde sie durch ihr Dienstmädchen verraten. Sofort gefangen genommen, verurteilte sie der deutsche Befehlshaber von Vithiviers zum Tode. Sie sollte erschossen werden. Doch Prinz Friedrich Karl, der sich im Hauptquartier von Orleans befand, ließ sie als Gefangene



Zur Neutralität der Schweiz.
Der Kaiser und Oberst Wille, der Kommandeur
der Schweizer Truppen.

nach Deutschland führen. Nach Frankreich zurückgekehrt, ist sie in Vivres gestorben.

Eine andere, überaus verwegene Spionin war die junge, blendend schöne Russin Rose Petrovitch, die im russisch-japanischen Kriege ihrem Vaterlande in dessen direktem Auftrage auf dem Wege der Spionage wertvolle Dienste zu leisten hoffte. Zum Glück wurde ihr verderblicher Einfluß auf einen jungen strebsamen Offizier einem Freunde desselben noch zuvor klar, ehe sie ihre Absicht erreichte. Nach dessen Mitteilung an den Vorgesetzten waren kurz darauf beide, Offizier und seine schöne gefährliche Freundin, spurlos verschwunden. Bekannt und in Erinnerung dürfte noch die Geschichte jener französischen Spionin Marie Petersen sein, die in Kiel vor etwa Jahresfrist ihre Bekanntschaft mit einem Unteroffizier der Marine-Minen-Abteilung dazu benutzen wollte, von ihm Geheimnisse militärischer Natur zu erlangen, um sie an Frankreich zu verkaufen. Ein anderer Fall betrifft eine Französin, die als bekannte Schönheit, La belle Lison, ihr eigenes Vaterland durch einen französischen Offizier verraten lassen wollte. Sie selbst, die ihn nach langem Zögern endlich doch zur verbrecherischen Tat angefeuert, war dann nach Entdeckung derselben sogar seine Hauptbelastungszeugin. Endlich sei noch des englischen Offiziers George Herbert Parrot gedacht, der Geheimnisse der englischen Marine unter dem Einflusse einer Variété-Künstlerin an eine fremde Macht um schändlichen Mammons willen verriet.

✱ ✱ ✱



Englische Artillerie.



Englische Radfahrer-Patrouille.

Aus dem englischen Landheer.



Englische Maschinengewehr-Schützen.

Phot. Ketter u. Co. München.

Der Herzog von Corsona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(Schluß.)

Jetzt lief auch ein Motor knatternd, ratternd, pustend an, um gleich wieder zu verstummen. Ein zweiter setzte ein, kam in Schwung. Der Flieger thronte oben auf seinem Platz, sah stolz in die Menge, die vom Winde, den der Motor erzeugte, erschreckt und lachend zurückgetrieben worden war. Jemand ein Herrenhut tollerte lustig davon. Der Flieger lächelte herablassend von seinem Sitz aus, der leise mitvibrierte. Der Motor ging tabellos, — nun stellte er ihn wieder ab, sprang zur Erde und wartete gelassen.

Einen der Monteure, der ihm seine Lederbreh bringen wollte, wies er ab. Bis jetzt war an ein Fliegen nicht zu denken.

Der Schuppen, der die beiden Flugapparate des Prinzen Petro beherbergte, blieb noch immer fest geschlossen. Er schien noch gar nicht da zu sein.

Isabella Marotti atmete erleichtert auf, — nun trat Prinzessin Gita mit ihrem Gemahl auf sie zu. Man begrüßte sich herzlich wie alte Bekannte. Auch Herr Marotti war zugegen und wurde der Prinzessin vorgestellt.

„Wir sind Ihnen ja alle so zu Dank verpflichtet, Herr Marotti!“ begann die Prinzessin.

„Mir, ich wüßte nicht wofür!“

„Sie haben doch meinem Bruder die Flucht ermöglicht.“

„Ein rein menschlicher Dienst, Durchlaucht, nichts weiter! Vielleicht tat ich's auch, um zu zeigen, daß die Anhänger der jetzigen Regierung gar nicht nach seinem Leben trachteten!“

„Jedenfalls sind wir Ihnen sehr dankbar!“

„Prinz Petro ist wohl noch gar nicht da?“ fragte Marotti dann die Prinzessin.

„Er kommt erst später. Jetzt ist doch an einen Aufstieg nicht zu denken, — aber, Isabella, laß Dich mal in Deinem neuen Sportkostüm bewundern! Sapperlot: ganz Aviatikerin. Es kleidet vorzüglich!“

Isabella trat etwas apathisch und einsilbig vor.

Nun begann die Mama Marotti gleich:

„Denken sich nur Durchlaucht, das Kind will absolut einen Passagierflug mitmachen. Sie läßt es sich nicht ausreden!“

„Nun, heute wird es ja wohl gar nicht dazu kommen!“

„Was diese Herren da riskieren, riskiere ich auch!“ sagte Isabella trohig.

„Aber Du bist doch ein Mädchen, ein schönes, liebes Mädchen, kein wetterharter, tollkühner Mann!“

„So viel Mut wie Prinz Petro hab' ich auch!“

„Wißt Du mit ihm wetzeln?“

„Er soll nur sehen, daß dazu gar nichts gehört. Er soll sich dadurch geringer einschätzen!“

„Ihr liegt also im Kampf miteinander?“

„Ich und der Lebeprinz — nein — wir hassen uns, Gita!“

„Hassen? Welch' groteskes Wort! — Ah, ich krieg' ordentlich Angst vor Dir!“

„Wenn sich einer so aufführt wie er, dann muß man ihn hassen!“

„Höchstens bedauern, Isabella, auf besseren Weg zu bringen suchen. Ich denke, er ist schon daran, er hat sich doch auf diesen Sport mit Feuereifer geworfen — fast möchte ich leider sagen — mir ist aufrichtig dange um ihn. Man riskiert sein Leben jedesmal!“

Prinzessin Gita wurde traurig.

„Es fliegen jetzt so viele!“ sagte Prinz Wetterstein begütigend.

„Und es stürzen auch alle Tage welche in die Tiefe!“

„Jette Gita langsam hinzu.“

Isabella wurde es unheimlich bei diesem Gespräch, sie nahm den Vorwand, daß sie ihren Führer dort sehe, und eilte davon.

O, ihr Herz klopfte, aber sie mußte aufsteigen, sie mußte, es war ihre Rache, ihr Stolz gegen ihn, und wenn sie abstürzte, es war einerlei — sie mußte fliegen.

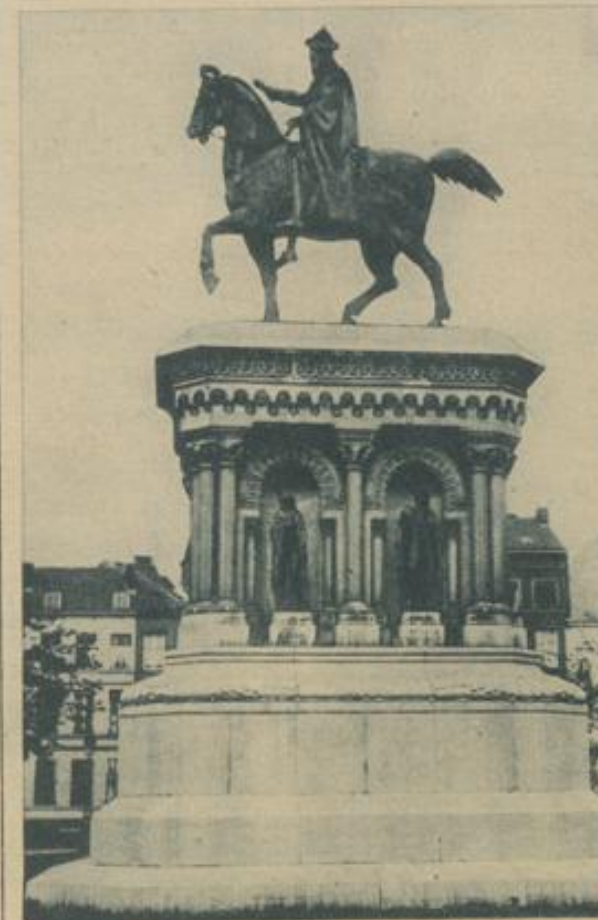
Freilich ihr Führer machte ihr wenig Ausflüchten. Heute war es doppelt schwer, aufzusteigen, vorläufig an den Passagierflug kaum zu denken, man würde froh sein, wenn sich der Wind soweit legte, daß man um die abgesteckte Bahn ein, zweimal herumkam. — — —

Draußen ratterte ein Auto, nun klappte ein Wagen schlag laut zu, und wenige Augenblicke später trat Prinz Petro durch das abgesperrte Tor, an den dienenden Billetteuren vorbei, in das Flugfeld.

Die weiche Sportmütze auf dem Blondkopf. Ein glattrasiertes Gesicht, eine dicke Zigarette, das englische Sacco tief herab bis zu den Knien, in der Taille enger, unten glockenförmig, — eng anliegende Sporthose, — grünbraune Bandage, — Gamaschen oberhalb der schweren gelbledernen Amerikanschuhe.

Die Menge flüsterte sich seinen Namen zu, in die Massen kam Bewegung. Wenn der zur Stelle war, dann wurde sicher geflogen.

Petro grüßte nach allen Seiten, nun drückte er der Schwester und dem Schwager die Hand, die anderen drängten in respektvoller Entfernung nach, schauten, staunten, fanden ihn schlaf, fisch, mutig und hübsch dreinschend.



Aus dem eroberten Lüttich.

Die berühmte Kathedrale und — ein Denkmal Karls des Großen.

„Du wirst doch nicht fliegen. Kein anderer wagt es!“ meinte Gita ängstlich.

„Wegen des bißchen Wind. Natürlich steige ich auf!“

„Warte noch, vielleicht legt sich der starke Luftzug.“

„Nein, nein, ich fliege!“ sagte er bestimmt, und schon trat er auf seinen Schuppen zu.

Er rief die Monteure an, — sie kamen eifertig gesprungen, — er flüsterte ihnen etwas zu und blieb derweil ruhig eine Zigarette anzündend, vor dem Hangar stehen.

Nun wurden die Tore schon geöffnet. — Einige „Bravos“ klangen von der Menge zu ihm herüber.

„Nein, nein, nicht den Bleriot, den Farmann-Apparat“, rief er den Monteuren zu. Jetzt trat er selbst in den Schuppen, schlüpfte in eine braune Lederjoppe, schwang sich rasch auf den Sitz. — — —

„Los, los!“ rief er.

Ein Monteur brachte den Propeller mechanisch in Schwung.

Ein, zwei zischende Laute, dann begann er sich ratternd zu drehen.

Nun setzte Petro die nächstgrößere Geschwindigkeit ein, ließ ihn wieder abflauen — wieder angehen, leise schwang sein Sitz mit.

Er stellte den Motor ab, die Monteure, die hinten den Apparat festgehalten, traten vor. Schnell prüfte er alles, ließ die und jene Schraube anziehen.

Dann sagte er lakonisch: „Es ist gut,“ sprang ab, trat ins Freie.

Die Arbeiter schoben hinter ihm mit lautem „Obacht“ und „Vorsicht“ den breitflügeligen Apparat hinaus, die Leute wichen zurück.

Nun stand Petro am Anlaufplatz; dicht hinter der Flugmaschine, während er feste Handschuhe anlegte, schaute er zum Himmel, dann küßte er eine rote Mütze über den Kopf, zog das Hinterteil über die Ohren — und stieg zu seinem Sitz.

Lautlose Stille herrschte, — ein Ruck, die Motore liefen knatternd, ratternd an, fest klammerten sich die Arbeiter an das Hinterteil, die Maschine wippte, trieb, wollte sich losreißen, — ein Wink, — man ließ sie frei — — — sie schoß vor, immer schneller, — eine leise Hochschwenkung — nun war sie vom Boden weg — schwebte sanft aufsteigend empor, war mitten zwischen den weißen Flächen des Horizonts; ganz leise schaukelnd trieb sie dahin, dann eine Kurve nehmend und sich langsam emporwindend.

„Bravo, Bravo!“ — Die Menge, die lange genug gewartet hatte, rief es dem Flieger zu.

Trotz des Luftzuges, der sich in den oberen Regionen spürbar machte, kreiste der Aeroplan wie ein mächtiger Riesenvogel um die Bahn, — nun kam er über die Hanoars — über die Menge weg, daß ihr Jubel für Augenblicke das Knattern der Motore zu überdönen schien.

Weiter und weiter zog Prinz Petro die Bogen, — nun war er schon das zweite und dritte Mal um den Platz geflogen.

Unter dem Hallo der Menge kam er jetzt im schönen Weiteflug herab und landete platt, dicht vor der Barriere. Die Herren des Komitees schüttelten ihm die Hände. Gita gab ihm voll Stolz einen Kuß mitten auf den Mund. Alle Bekannten drängten sich heran.

Nur Isabella stand hinten bei dem Schuppen und redete angestrengt auf ihren französischen Flieger ein. Er müsse aufsteigen.

Der löschte, wollte hinter Prinz Petro nicht nachsehen, ließ seinen Apparat auch herausschaffen.

Zuerst wollte auch er allein aufsteigen. Langsam ließ er die Motoren angehen, stieg zum Sitz, — versuchte vom Plage zu kommen, kam schon einen Ruck weiter, blieb aber auf dem Boden.

Isabella ärgerte sich wütend. So ein Pech konnte nur sie haben.

Der Franzose versuchte noch einmal hochzukommen. — Nun war er glücklich in der Höhe, schwebte auch er dahin, — langsam nahm er die Kurve, — der Wind legte sich in die Seite, — jetzt trieb er den Aeroplan zur Erde, — ein wenig zu senkrecht, — die vorderen Achsen trafen den Boden, spießten sich, bohrten sich ins lockere Erdreich und brachen krachend.

Gottlob, ihm war nichts geschehen, — aber an ein Aufsteigen war nicht mehr zu denken. Das ganze vordere Holzgerüst war ruiniert, die Drähte verzogen und verbogen.

Ein Glück, daß der Flieger noch heil davongekommen. Kein anderer hatte heute mehr Lust, bei den böigen Binden sein Fahrzeug und sein Leben zu riskieren. Die Herren des Komitees, ein paar Mitglieder, die Prinzessin und Petro standen vorne beim Anlaufplatz zusammen und berieten.

Was war zu tun, wollte man für heute lieber die Versuche lassen?

Prinz Petro, ermutigt durch den ersten glücklichen Versuch, durch den Beifall der Menge, wollte noch aufsteigen.

Die Schwester redete ihm ab, aber er blieb dabel. Die Herren des Komitees waren voll Dank.

Nun war auch Isabella Marotti in ihrem Sportkostüm vorgetreten, als wollte sie lauschen, was da besprochen wurde.

Deutlich hörte sie, wie er bestimmt von einem neuerlichen Aufstieg sprach.

Es ärgerte sie. Wie würde Petro im Innern frohlocken, daß der Apparat des Franzosen, mit dem Isabella mit aufsteigen wollte, gebrochen war.

„Fräulein Miarotti, wollen Sie nicht mit mir aufsteigen?“ klang es jetzt lustig — böshast herüber! „Sie kommen sonst heute um Ihren Passagierflug.“

Sie fühlte, die Augen aller Umstehenden richteten sich auf sie, alle erwarteten irgend eine Antwort, eine Scherzantwort vielleicht nur, aber eine, die traf, die sah.

Eine Tollheit, ein Troß kam über sie. Er war nicht mehr als sie, sollte nicht mutiger sein, — sollte sie nicht gering achten.

„Wenn Sie mich mitnehmen, — wirklich mitnehmen!“ — Es klang fest, bestimmt, wie um ihn zu prüfen.

„Ja bitte!“ sagte er, „aber gleich — ohne Zögern. Es wird früh dunkel!“

Isabella nahm allen Mut, allen Troß zusammen. Sie hörte nicht mehr, was man um sie sagte, sah nicht mehr, was um sie geschah. Von den Händen der Monteure gestützt, schlang sie sich auf den Sitz. Laut lärmte und zitterte der Motor hinter ihr — ihr war alles gleich.

Jetzt stieg Petro neben sie, sah ihr lachend in das etwas bleiche Gesicht, daß sie jäh erschreckt den Blick abwandte.

Er griff an die Kurbel, — „Los, Los!“ — — — Sie fuhren vor, — dann hoben sie sich, schwebten — schwebten dahin!

Unter ihnen versank die Erde immer tiefer. Mit zitternder, krallender Hand hielt sie sich an den schmalen Seitengriffen des Sitzes, stemmte ihr Fühchen fest und ängstlich auf das Fußbrett. Ihr Blick war hilflos nach vorne in die Leere der Luft gerichtet.

Nun war sie allein mit ihm, — mitten im Äther — nur ihm überlassen — sie wagte kaum zu atmen, kaum sich zu rühren. Tief, tief unten die Welt, — nur rechts neben ihr — er, ihr Feind, der ihren Mut sehen sollte. Eilig schnitt die kalte Luft ihr ins blasse Gesicht, ganz undeutlich fühlte sie seine warme Nähe, sah jetzt auch seine linke Hand sich sicher und ruhig auf der Lenkstange bewegen, sah die verwundete Rechte ein wenig steif und kraftlos sich daneben stützen.

„Nicht wahr, schön ist's da oben!“ sagte er plötzlich — immer angestrengt vor sich sehend. „Ich bin entzückt, daß Sie sich mir anvertraut haben!“

Sie schwieg noch. Ja, sie fühlte, sein Geist, sein Geschick führte sie, trug sie mit der Macht des Motors über hunderte, tausende Tote hinweg — zu schwindelnder Höhe.

Und mitten in der schrecklichen Angst mußte sie diesen Mann an ihrer Seite bewundern, der gar nicht an Gefahr und Tod dachte, der so sicher und zuversichtlich, so selbstverständlich und natürlich dem Fahrzeug, — dem Winde befohl.

Ganz kleinlich und dumm erschienen ihr auf einmal all die Redereien über ihn, — erschien ihr sein tolles Leben, ganz kleinlich und dumm ihr Troß und ihr Groll.

Es steckte doch mehr in ihm, mehr Energie, mehr Mut, als sie geglaubt. — Sie hatten eine scharfe Kurve gemacht, bei der der Aeroplane bedenklich geschaukelt hatte, — aber das schien ihn gar nicht zu beirren, — er schaute nur schief vor sich, spähte in die Tiefe.

Nun drang der Jubel der Menge deutlich zu ihm, es schauerte sie, froh sie, da sie die unten brüllen, schreien, jubeln hörte, aber er lächelte nur an ihrer Seite und sah dann, die Untenstehenden kaum mehr beachtend, vor sich.

„Jetzt entführe ich Sie übers Meer!“ rief er.

Endlich wagte auch sie, ein wenig abwärts zu blicken, — glühend schimmerte die Küste, die brausende Meeresflut zu ihnen herauf, eine weite, lebendig schäumende Fläche.

Fast stand ihr das Herz still — vor Schreck!

„Wenn wir da hineinstürzen, ist es immer noch besser, als auf die festen Köpfe der Menge vom Flugplatz!“

Sie wollte reden, ihn bitten, nicht tollkühn zu sein, aber sie konnte nicht, kein Wort kam ihr von der Zunge.

Und es war ihr jetzt auch, trotz der ersten furchtbaren Bangigkeit, alles gleich. Er war ja bei ihr, — er, den sie hasste, den sie geliebt hatte wie keinen. Er war denen da unten genommen, er war über sie erhoben, über seine eigenen Fehler und Schwächen, geläutert und gereinigt durch den brausenden Luftzug der Höhen, gewachsen durch seine Aufgabe. Sie dachte kaum mehr an sich — an ihren Tod, an einen eigenen Absturz — nur an ihn dachte sie: an sein Leben.

Nur für ihn zitterte sie jetzt und fand es doch unendlich süß und einfach, — der beste Schluß dieser unglückseligen Reizung: wenn sie beide ins Meer fielen.

Aber eine jähe, feste Hoffnung, ein Vertrauen kam über sie: er würde sie sicher führen gegen alle Winde, gegen alle Gefahren.

Hinter ihnen sang der Motor unablässig sein schnaubendes, eintöniges Lied, das Lied der Kraft, das alles überwindet, das Erdschwere zu Schanden macht und Windesgewalt bekämpft.

Nun hatte sich Isabella unwillkürlich gedreht, — ihr Gesicht mehr zu ihm gewendet; scharf hob sich sein Profil vom grauen Hintergrund ab, leuchtend klar sahen seine Augen vor sich — ins unermessliche Weite. —

Sie hatten mitten über der weiten Wasserfläche eine Kurve beschreiben und kamen langsam über Nizza dahin.

gefahren, — auf allen Dächern, in allen Straßen standen Menschen, kleinwüchtige Menschlein, die zu ihnen heraufsahen.

Die Rufe und der Jubel verhallten fast.

Jetzt würden sie wieder vom Prinzen reden, die da unten, — aber auch ihr Name würde dabei genannt werden, dachte sie plötzlich.

Eilig schnitt die Kälte, durchfuhr ihren ganzen Körper. Es war ihr weh ums Herz, sie fühlte sich schwach und müde.

Kein Haß gegen ihn war in ihr; Achtung vor dem Menschen, in dessen Hand ihr Leben lag, stieg vor ihr auf.

„Ist Ihnen kalt?“ rief er wieder.

Sie nickte.

„Wir sind in zwei, drei Minuten am Flugplatz. Wenn es Ihnen heimlicher ist, wärmer, dann halten Sie sich ein wenig an mich.“

Zögernd fuhr ihre Hand um seine Taille, — zögernd legte sie sie fester um ihn.

„Isabella, grollen Sie mir noch immer?“ fragte er, aber gar nicht schwärmerisch, sondern bissig lachend.

Sie schüttelte den Kopf. Sie konnte jetzt nicht reden.

Unter ihnen lag schon der weite Landungsplatz, er kreiste von der Seite darüber.

„Jetzt Achtung, — halten Sie sich fest an mich — wir fahren im Gleitflug hinab — nur ein wenig zurücklegen!“

Der Wind stemmte sich ordentlich gegen sie, — aber sie fuhren dennoch quer durch die Luft zu Tal — schon sank das Dunkel über das Land, je tiefer sie kamen, desto stärker. —

Plötzlich, sie hatte es kaum bemerkt auf dieser eiligen Fahrt von der Höhe, drehten sich die Räder beim Anfahren an den Boden, — schwiegen die Motore, riefen, liefen die Leute, und schon sprang Petro flink vom Sitz — fest, lustig stand er mitten auf dem Rasen. —

Eine Hühnerherde umgab ihn jetzt — nach der Kälte in den hohen Luftschichten.

Das Publikum drängte heran, — die Monteure wollten Isabella heraushelfen. Aber er wies sie zurück, reichte ihr selbst die Linke hin, nahm jetzt ihre Rechte.

„Hoppl!“, sagte er — nun stand auch sie neben ihm: Steif, kalt — matt und doch mit leuchtenden Augen.

Stumm schüttelte sie ihm die Hand. Ihr schien es, als wäre sie aus einem Traumreich wieder in die graue Wirklichkeit versetzt. Aber sie hatte keine Zeit zu denken, zu überlegen, schon kam ihr Vater, ihre Mutter, Gita, alles umringte sie, bestürmte sie mit Fragen, lachte, war froh und selig über den glücklichen Verlauf der Fahrt.

„Großartig war's, großartig!“ Nur die paar Worte brachte sie über die Lippen.

Auch Miarotti kam auf Petro zu und dankte ihm mit einem warmen Händedruck. Ihm war, als sei seine Tochter ihm jetzt erst wiedergegeben. —

Das Publikum drängte hinaus, — die Bekannten warteten noch auf Prinz Petro. Mitten unter ihnen schritt auch Isabella.

Sie gehörte ja zu ihm — jetzt — sie hatte ihm ja ihr Leben anvertraut. Aber er fühlte ihre innere Bewegung, er wollte sie nicht mit Worten und Fragen verwirren. —

Er schritt in bester Laune dem Schuppen zu, befohl dem ersten Monteur, auf das Fahrzeug zu achten — steckte sich dann gleich eine Zigarette an und blieb befriedigt, über gleichgültige Dinge plaudernd, bei den anderen Personen.

Isabella wollte schon dem Ausgang zustreben — sie hatte das Bedürfnis heimzufahren, allein zu sein. — Aber dann sah sie ihn dort stehen.

Kein, er sollte nicht denken, daß sie kleinlich sei, ihm noch grolle. Er sollte ihr nicht wieder entschwinden, durch der Lüfte Gewalt genommen werden.

Seit sie selbst dort oben gewesen, wußte sie, wie mächtig diese Gewalt war, wie klein trotz Kraft und Geist in ihrer Mitte — der Mensch.

Heute war es glücklich vorübergegangen, — heute war er der Herr geblieben, vielleicht auch morgen. — Aber immer? Er durfte nie mehr fliegen, nie mehr aufsteigen. Sie war eine Tochter dieser festen Erde und wollte ihn den Lüften nicht lassen.

Sie mußte es ihm sagen, heute, jetzt gleich noch, drum reichte sie ihm die Hand:

„Ich danke Ihnen, Prinz Petro. Sie sollen nicht glauben, daß ich kleinlich bin, Ihnen noch grolle!“

„Haben Ihnen die Lüfte das ausgetrieben?“ sagte er scherzend. „Sonst hätte ich Sie auch gleich übers Meer entführt, Isabella! Aber vielleicht ein anderes Mal! Nicht wahr!“

„Nein, nein, Sie dürfen nicht mehr aufsteigen. Es ist ein Spiel mit dem Leben, ich habe es heute selbst gefühlt!“

„Es ist meine neue Aufgabe, Isabella, mein einziger Beruf. Sie werden mir den doch nicht nehmen wollen!“

„Bitte, bitte, versprechen Sie mir, nie mehr zu fliegen, bei — unserer früheren Reizung, — bitte!“

Er lächelte frei und antwortete: „Bei dem, was gewesen ist, kann ich nichts versprechen. Wenn Sie sagten, bei unseren jetzigen schönen Luftbeziehungen: vielleicht würde ich es mir dann überlegen!“

Hier galt es nicht, sich wegen Wortklaubereien zu streiten, tapfer sagte sie:

„Bei unserer jetzigen Reizung, Petro, wenn Sie ein wenig noch für mich, für Ihre Familie fühlen!“

„Und was soll ich dann tun? Wieder Liebesprinzen werden? — Oder Herzog von Sorfona?“

„Nein, vernünftig, bodenständig sollen Sie werden, — ein Gut verwalten, im kleinen regieren!“

„Isabella, Sie verzeihen, aber dazu fehlt mir das Geld. Mein letztes Kapital liegt dort, in den beiden Fahrzeugen!“

„Ach, Geld — Geld hab' ich — haben Ihre Freunde!“

„Was mache ich mit dem fremden Geld?“

„Sie heiraten eben!“

„Mich will doch niemand als die Windsbraut!“

„Petro!“

„Isabella!“

„Verstehen Sie mich noch nicht? Ich möchte mich Ihrer annehmen, Sie zu einem richtigen Menschen machen, aber dazu muß ich Sie doch ständig in meiner Nähe haben! — Nun rede ich aber nicht mehr; ich bin in meiner Angst schon zu weit gegangen!“

„Wenn Sie sich mir geben, mir leben wollen, Isabella? Wenn Sie mich statt des Aeroplans in die höheren Regionen tragen! Mitten aus einer neuen Pflicht reihen Sie mich, und ich lasse sie gerne, — es war ja alles nur ein Suchen nach Ihnen! — Glauben Sie an meine Liebe?“

„Ja!“ hauchte sie und preßte seine Rechte, daß es ihn schmerzte.

„Und nicht wahr, Sie fliegen nicht mehr, Sie bleiben mir! Wir wollen ja glücklich sein, — o nicht sad glücklich, überall hin wollen wir unser Glück tragen. — Ein richtiger Fürst sollen Sie sein —!“

„Sie, Sie — liebe Isabella — ich glaub, für heute wenigstens sagen wir uns „Du“!“

Da lachte sie selig und fein, hängte sich in seinen Arm und meinte: „Ja, ja, natürlich nur für heute!“

— — — — —

Aber aus dem heute sollte ein immer werden.

Der alte Miarotti hatte noch am selben Abend, zwar etwas brummig, aber doch ganz ohne Zögern seine Zustimmung zu der Verlobung gegeben. Erst jetzt erfuhr er, daß die beiden sich schon in Baden-Baden in Liebe getroffen.

„Und Sorfona und meine Partei?“

„Ach, Papa, Du hältst ja Petro dadurch vom Regieren ab!“

Am meisten freute sich Gita, die ihren Bruder, der ihr und der ganzen Familie so große Sorgen gemacht, plötzlich gerettet und vernünftig sah.

Die Mama, Herzogin Luise, würde ja Isabella auch Dank wissen und ihr „wegen des vielen Geldes“ ihre bürgerliche Herkunft gerne verzeihen.

Die Zeitungen brachten in den nächsten Tagen große Berichte über den lässigen Flug Prinz Petros mit — seiner Braut.

Das Paar lachte und hütete sich, diesen Anachronismus zu berichtigen.

„Deine Braut wurde ich doch viel später!“

„Natürlich — ganze zehn Minuten nach dem Flug!“

Desto genauer wußten die Blätter zu erzählen, daß Prinz Petro von Maudon leider trotz seiner schönen Chancen sich nicht weiter an der Flugwoche beteiligen werde, — und daß er mit dem großen Vermögen seiner Frau sich wahrscheinlich in Deutschland niederlassen würde.

Überall sprach man von dieser Verlobung, die einen voll Reiz, die andern voll Freude, und es waren viele darunter, die Isabella Miarotti beneideten, und nur wenige, die ihr den Prinzen und dem Prinzen ihr Geld gönnten.

Sie hatten gleich in den ersten Tagen ihre festen Zukunftspläne gemacht. Zuerst wollten sie nach ihrer Verheiratung nach München, wo er noch einige Vorlesungen hören wollte, — dann wollten sie, gleich den Wettersteins, vor der Hand von Ort zu Ort reisen, zur internationalen Gesellschaft gerechnet werden.

Der „Liebesprinze“ sollte die Fesseln der Ehe nicht zu sehr fühlen, sollte reisen und schauen lernen, an Isabellas Seite.

Den Karneval verbrachten sie noch in Nizza. Hoch oben auf einem herrlich geschmückten Wagen, unweit von Isabella, saß Prinz Petro als Pierrot, warf Konfetti und Blumen in die Menge, schwang lachend die Pflöcke, und unter ihm jubelte und tollte das Volk, sie feierten ihn wie den Prinzen Karneval selber, — sie liebten ihn wie diesen. — Aber morgen schon, morgen war Aschermittwoch. — Da wollte er für alle Sünden Buße tun, da sollte auch der „Liebesprinze“ mit dem Prinzen Karneval sterben — nur der elegante, vornehme Prinz Petro von Maudon, Herzog von Sorfona, sollte in ihm weiterleben.



Das rote Kreuz

Truppen auf Truppen ziehen ins Feld. Das Straßenbild der Städte wird von dem Kriegsaufmarsch beherrscht. Nicht weniger wichtig als unsere Soldaten, die vor dem Feinde stehen, sind die Leute, die ihnen helfen, wenn sie verwundet auf dem Felde der Ehre liegen. Die große Begeisterung und der Opfermut, die in ganz Deutschland vorhanden sind, haben auch die freiwillige Krankenpflege ergriffen. Schon in den ersten Mobilmachungstagen war das Angebot der freiwilligen Krankenpfleger ein überaus großes und, was der Heeresverwaltung besonders lieb war: nicht nur ungelernete und unangeübte Leute stellten sich dem Vaterlande zur Verfügung.

Vor nicht langer Zeit konnte das Rote Kreuz ein seltenes Jubiläum feiern und stolz auf eine große Vergangenheit zurückblicken. Damals wurden die Erinnerungen an die Kriegsjahre 1870/71 aufgeführt. Mancher, der den Feldzug mitgemacht hatte, weilte ja noch als Veteran unter den jüngeren Mitgliedern. Seit



Phot. A. Giese, Berlin.

Die neue Kriegsausrüstung der Krankenpfleger:

von links: 1. der Kolonnenführer, 2. mit dem Beile ausgerüstet, 3. mit dem Verbandkasten, 4. mit Stricken, 5. mit der Säge.

1870 hat das Rote Kreuz gewaltigen Ausbau seiner Organisation erfahren. Es gibt kaum noch ein Städtchen, in dem nicht eine Ortsgruppe vorhanden wäre. So findet das große Kriegsjahr 1914 das Rote Kreuz in jeder Hinsicht gerüstet. Daß die ausrückenden Leute auch auf Strapazen gefaßt sein müssen, ist selbstverständlich. Beträgt doch allein das Gewicht ihres Rucksackes gegen 70 Pfund. In den letzten Tagen marschierten die ersten freiwilligen Krankenpfleger nach dem Kriegsschauplatz. Es sind alles, mit wenigen Ausnahmen geprüfte Pfleger, die sich freiwillig dem Sanitätsdienst zur Verfügung gestellt haben.



Phot. Gb. Krafft, Berlin-Griebnitz.

Krankenpfleger und Ärzte zu Pferde.



Phot. Krebs, Berlin.

Der Auszug der Pfleger nach dem Kriegsschauplatz.



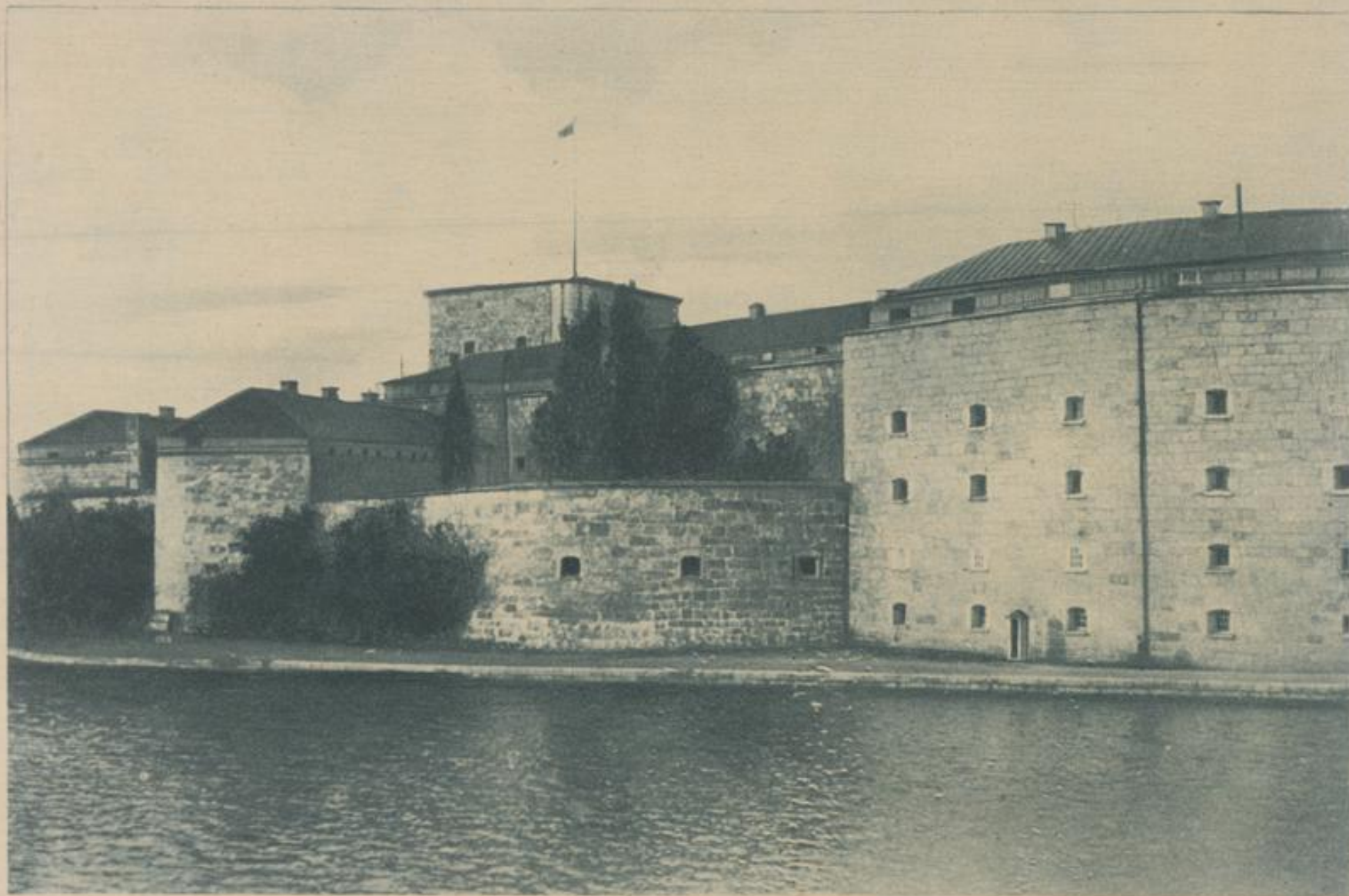
Die ersten französischen Gefangenen in Frankfurt a. M. in der Bethmann-Schule.

Phot. Junior, Frankfurt a. M.



Die ersten französischen Kriegsgefangenen 1870 in Mainz.

Zur finnischen Frage.



Die Wiborger Festung von der Hafenseite aus gesehen.

Ein russisches Kriegsschiff im Hafen von Wiborg.

Man spricht davon, daß Schweden, obwohl es keine Neutralität erklärt hat, daran denke, seine langjährigen Ansprüche auf Finnland geltend zu machen.



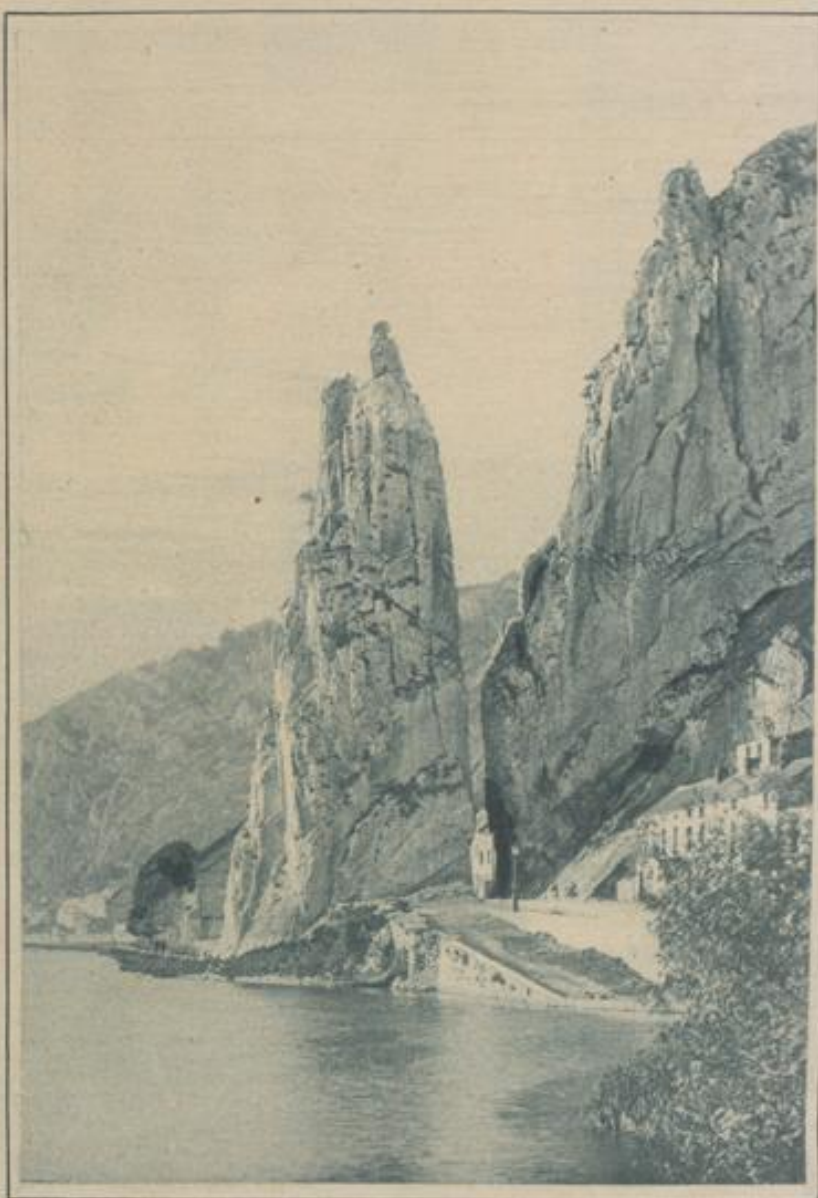
Vom belgischen Kriegsschauplatz.



Eine Ansicht von der belgischen Festung Namur.



Ein Bild auf die Befestigungen von Namur.



Der kleine befestigte Ort Dinant, südlich von Namur.



Panorama von Dinant.



Der Felsen von Gibraltar.



Der Hafen von Gibraltar.

Phot. Kehr u. Co. München

Unsere Freiwilligen!

Zu Hunderttausenden sind die Freiwilligen zu den Waffen geeilt. Die, die noch nicht eingekleidet sind, benützen ihre kostbare Zeit bereits zu regelrechten Uebungen. Unsere Bilder zeigen die Einführung der jungen Leute unter militärischer Aufsicht auf einem von der Stadt Wilmersdorf zur Verfügung gestellten Terrain.



Das Zaunfönigreich im Karst.

Der Schiste im Bunde unserer Feinde! Auch Montenegro hat sich nicht enthalten können, Oesterreich-Ungarn den Krieg zu erklären; sicherlich nur auf eine Weisung aus Belgrad oder gar aus Petersburg. Denn es wäre nicht einzusehen, aus welchem ernststen Grunde König Nikita der benachbarten Großmacht Fehde ansagen sollte, nachdem zwischen Oesterreich und Montenegro gar nichts vorgefallen war, was diesen Schritt aus den eigenen Interessen des kleinen Landes heraus, das erst zwei furchtbar blutige Kriege hinter sich hat, begründen konnte. Aber Cnagora, wie das Land der schwarzen Berge in seiner eigenen Sprache heißt, ist gleich den Serben von jenem nationalen Größenwahn befallen, der nicht Maß und nicht Ziel kennt, und aus dieser unheilvollen Verblendung heraus werden sich die Montenegrimir, die so mutig waren, die diplomatischen Beziehungen zu einer Macht vom



Liegend in Feuerstellung.



In Schützenstellung.

.....

Ränge Oesterreich-Ungarns abzubrechen, jetzt sicherlich sehr wichtig vorkommen.

Sie kamen sich bereits ungemein wichtig vor, die Montenegrier, als vor mehr als zwanzig Jahren Zar Alexander III. den Fürsten Nikita als seinen einzigen Freund erklärte. Es blieb auch nicht bei jener immerhin etwas problematischen Anerkennung; „Väterchen“ schickte auch abgelegene Gemeinde und Anwesen an den „einzigen Freund“, wie der Beherrscher der Schwarzen Berge auch russischen Verehrungen gegenüber niemals die Annahme verweigerte. In dieser Hinsicht war Nikita überhaupt nicht wählerisch; es gab Zeiten, da er sich auch von dem heutigen Feinde nicht ungern unter die Arme greifen ließ, wenn die ewige Ebbe im montenegrinischen Staatschatz gar zu groß war. Nikita war überhaupt zeitlebens ein guter Geschäftsmann; man braucht nur die Beamten der k. u. k. Postspartakassa in Vesterreich zu fragen, wie geschickt der Fürst das Verrechnungsweisen im Bargeldverkehr mit der Nachbarmonarchie — sagen wir einmal, beherrschte. Ins Ungemessene wuchs Nikitas Stolz, als er der Schwiegervater des Königs einer Großmacht wurde. Es kam hinzu, daß seine Töchter als die Frauen russischer Großfürsten am Newastrand eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Nur so ist es zu verstehen, daß dieses winzige Staatengebilde, das vor dem letzten Gebietszuwachs im Balkankriege nicht mehr als 230 000 Einwohner hatte, andauernd eine Rolle in der hohen Politik hat spielen können.



Eine Kolonne bei Marschübungen.

1000

Schach.

Bearbeitet von J. Riejes.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Zuschriften wolle man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Der Kongress des „Deutschen Schachbundes“ zu Mannheim wurde am 1. August, sofort nach Bekanntwerden der Kriegserklärung, abgebrochen. Das Meisterturnier war bis zur ersten Runde vorgeschritten. An der Spitze stand Alschin mit 4½ Zählern. Die zweite Stelle nahm Widmar ein, der auf 7½ stand, aber noch eine glatt gewonnene Gängepartie hatte. Dann folgten Zwickmann mit 8, Breuer und Mett mit 7, Markhall mit 6½ (und einer glänzend lebenden Gängepartie).

Die nachfolgende schöne Partie wurde in der ersten Runde, am 1. August, gespielt.

Französische Eröffnung.

Alschin.	Widmar.	10. Dd1-g4	17-15
Weiß.	Schwarz.	11. e5-f6	g7-f6
1. e2-e4	e7-e6	12. 0-0-0	c7-c6
2. d2-d4	d7-d5	13. Td1-e1	Ke8-d8
3. Sb1-c3	Sg8-f6	14. Th1-h6!	
4. Lc1-g5	Lf8-e7		
5. e4-e5	Sf6-d7		
6. h2-h4			

Eine Neuerung, die sich bewährt.

6. h2-h4	Le7-g5	15. Dg4-h4	Sb8-d7
7. h4-g5	Dd8-g5	16. Lf1-d3	e5-e4
8. Sg1-h3	Dg5-e7	17. Dh4-g3	
9. Sh3-f4	Sd7-f8	17. Jetzt droht Sc3-d4.	

Stellung der Partie nach dem 17. Zuge von Schwarz.

Schwarz.



Weiß.

18. Ld3-e4!	24. Sd6-e8!	Dg7-f7
Dieses elegante Figurenopfer führt zum Gewinn.	Auf 24. ... Sc4 folgt natürlich 25. Dc5, Df7 26. d5 und Weiß gewinnt.	
19. Sc3-e4	25. Da3-d6+	Schwarz
20. Dg3-h3	26. Da3-d6+	
21. Th6-h4	27. Dd7-eb7	
22. Dh3-a3	Dg7-f7	
23. Se4-d6	Df7-g7	

Haus und Küche.

Reischnitten. 125 Gramm Reis wird in Wasser abgekocht, auf einem Sieb abtropfen lassen und dann in Milch mit etwas Salz, einigen geriebenen Mandeln und mit etwas Butter dick gefocht. Unter den dicken Reismilch mischt man etwas abgeriebene Zitrone, 2 Eier und 65 Gramm Zucker, streicht die Masse auf ein mit Mehl bestreutes Blech und läßt sie erkalten. Man schneidet einige Stücke davon, die man zu Schnittchen formt, taucht sie in geschlagenem Ei und geriebenem Brotchen und backt sie in dampfendem Fett goldbraun. Man streut die Reisschnittchen nach dem Herausnehmen mit Vanillezucker und reicht eine Fruchtsauce dazu.

Bouillonnudeln. Aus einem ganzen Ei, einem Löffel kaltem Wasser, wenig Salz und Weizenmehl macht man einen festen Teig, mangelt ihn recht gleichmäßig dünn aus, läßt ihn eine Stunde ruhen, wickelt ihn zusammen, schneidet ihn in feine Streifen, die man aufgekochter nochmals etwas übertrocknen läßt und gibt sie in kochende Fleischbrühe von Kalb- oder Rindfleisch. Sobald sie schwimmen, schreut man sie mit etwas bereitgestellter kalter Bouillon ab und trägt sie, nach Geschmack, mit etwas Muskat oder gewiegter Petersilie gewürzt auf.

Gebadene Nudeln. Fünf Minuten gekochte Nudeln läßt man ablaufen, focht sie mit Milch, eigher Butter, zwei Eßlöffel voll Zucker und Zitronenschale dicklich, gibt zwei Eigelb und den Eischnee dazu, füllt in eine gebutterte Form und backt in heißem Ofen braun.

Neue Pellkartoffeln. die man jetzt so gern zum zarten Marjeshering ißt, werden im Geschmack bedeutend verbessert, wenn man sie mit kaltem, leicht gesalzenem Wasser recht schnell zum Kochen bringt, nach zehn Minuten das erste Kochwasser durch frisches, siedendes Salzwasser ersetzt, dem man etwas Kümmel beifügt, damit fertig kochen läßt, das Wasser abgibt, den Topf auf dem Feuer stehend, tüchtig schüttelt und fest verdeckt, bis zum Auftragen stehen läßt. Die Kartoffeln werden dadurch leicht mehlig und zart von Geschmack.

Topfenwachteln. 5 Decagramm Butter, 2 Dotter, 2 Eßlöffel Zucker, 25 Decagramm Topfen (Quark), ¼ Liter Milch, 25 bis 30 Decagramm Mehl (je nach Sättigkeit des Topfens), 1½ Decagramm Backpulver. Nach Belieben auch etwas Zitronenschale. Daraus bereitet man einen nicht zu dicken Teig, den man am Brett rasch durcharbeitet. Dann rollt man ihn fingerdick aus, schneidet davon gleichmäßige Stücke, füllt sie mit Marmelade, schlägt den Teig darüber zusammen, bestreicht die Buchsteln von allen Seiten mit Butter (man zerläßt Butter oder reines Schweinefett in einer Eierspeisepfanne und taucht nun die Buchsteln rasch hinein), legt sie nebeneinander in eine Pfanne und schiebt sie sofort in die bereits gut erwärmte Röhre. Bräunlich backen, ungefähr eine halbe Stunde.

Badner Auflauf. 5 Decagramm Butter, 10 Decagramm Mehl, ¼ Liter Milch und 10 Decagramm Vanillezucker focht man am Feuer dick ein. Auskühlen lassen, darauf 6 Dotter, 6 Schnee und ¼ Liter Kirschlikor dazu mischen. In einer gebutterten Auflaufform eine halbe Stunde backen und sofort servieren.

Nachdruck verboten.

Rebus.



Rätsel.

Mit i ein Schmuckstück, ein Symbol.
Ein festes Band und doch sehr gern getragen.
Mit a befißt nicht jeder mich.
Nur die ich hier, die aus der Menge ragen.

Auflösungen.

Rösselsprung.

Zwei Kammern hat das Herz.
Trin wohnen
Die Freude und der Schmerz.
Wacht Freude in der einen,
So schlummert
Der Schmerz still in der feinen.
O Freude, habe acht!
Sprich leise,
Dah nicht der Schmerz erwacht.

Germ. Neumann.

Problem.

Man lese zuerst die mittleren Buchstaben der rechtsstehenden Wörter mit W beginnend von unten nach oben. Dann die letzten und darauf die ersten Buchstaben in derselben Weise. Zum Schluss liest man die obere Reihe von hinten nach vorn. Man erhält dann: **Wem der Baum gehört, der bekommt oft die wenigsten Früchte.**

Schirberätsel.

Wondscheln
Spiegelstrahl
Scharwache
Treibjaag
Kinderrei
Schneewehen
Schornstein
Schleife
Trichter
Stutmode
Hochmoor

Zieht den Himmel wie heiter. (Loth.)



Michel und die Triple-Entente.

Theodor Fontane

Kriegsgefangenen.*)

Erlebtes 1870

Korporal Vollnhals erzählt:

Wir rückten um 9 Uhr ins Dorf, drin wir die Schleswiger Husaren schon voranden. Wir waren 60 Mann unter Oberleutnant Schneider vom 11. Regiment, 1. Bataillon (Regensburg). Die Ausgänge waren von den Husaren besetzt; wir verdoppelten die Posten, legten eine Feldwache von 30 Mann nordwestlich und bezogen mit dem kleinen Rest, der uns blieb, Alarmquartiere in der Mitte des Dorfes. Ich war im Dorf.

Um 3 Uhr knatterte es draußen. Der Feind griff von allen Seiten gleichzeitig an; so hieß es denn Anfälle bilden, um die Zurückgehenden aufnehmen und den Feind, woher er auch komme, erwarten zu können. Unsere ausgestellten Posten waren sämtlich weggeschossen worden; die zurückgehende Feldwache hatte schwere Verluste gehabt; so mußten wir denn nur noch 40 Mann. Mit diesen galt es jetzt das Dorf zu halten. Nach Süden hin in geringer Entfernung standen die Husaren.

Eine Viertelstunde lang ging es. Wir attackierten mit dem Bajonett um, drängten das, was uns gegenüber stand, mehrmals bis an die Einfassungsmauer zurück; aber jedesmal, wenn wir anschlügen, um eine volle Salve in den dichten Haufen hinein abzugeben, hieß es aus dieser Masse heraus: „Schießt nicht, Kinder, wir sind ja Preußen.“ Im selben Augenblick trafen uns Kugeln von hinten her. Nun machten wir lehr, glaubten wirklich, den Feind bloß im Rücken und in unserer Front die Preußen zu haben, aber im selben Moment, wo wir die Schwentung gemacht, umzusehen uns auch schon wieder die Kugeln unserer vermeintlichen deutschen Brüder. Wir wußten nicht ein noch aus, und zuletzt, von Mut und Todesangst getrieben, schossen wir blind in alle Haufen hinein, um dem Spiel ein Ende zu machen.

Aber das Spiel war uns bereits teuer zu stehen gekommen. Alle Offiziere tot. Als ich jetzt an dem Straßeneckungspunkt mich umschaute, sah ich, daß wir nur noch 15 Mann waren. Ich war der einzige Chargierte und übernahm das Kommando. Von allen Seiten gedrängt, zog ich mich in das zunächst gelegene massive Haus zurück und besetzte den ersten Stock, nachdem ich die Tür unten, so gut es ging, verbarrikadiert hatte. An jedem Fenster vier Mann. Ich postierte sie schräg hinter dem rechten Pfeiler, so daß sie gedeckt standen und einen sichern Schutz hatten. Der Himmel war mit uns. Bis dahin war es dunkel gewesen; jetzt aber dämmerte es, und der erste über die Dächer kommende Tageschimmer fiel so hell auf unsere Läufe, daß wir das Korn sehen und scharf zielen konnten, während die Franzosen unten im Halbdunkel standen. So ging es fort, bis alle Patronen verschossen waren; unser mitter werdendes Feuer hatte ohnehin dem Feind schon verraten, wie's mit uns stand. In diesem Augenblick rühte die Masse drüben zum Sturme vor. Noch einen letzten Schuß gab ich ab; dann hörten wir, wie unten die Fenster und Hintertüren eingestossen wurden und alles treppan lärmte. Eine Salve in unser Zimmer hinein, vier von meinen Leuten stürzten; ein Chasseur packte mich beim Kragen und schüttelte mich. Ich stieß ihn in eine Ecke zurück. Während setzte er mir das Gewehr auf die Brust und drückte los, während ich eben den Lauf an der Mündung gefaßt hatte. Die Kugel riß mir die Spitze des kleinen Fingers fort. Jetzt mußte sich's entscheiden. Wir wollten uns eben an den Hals fahren, als ein Offizier, soviel ich verstehen konnte ein Pole, zwischen uns sprang und mich rettete. Er erklärte uns alle „als in seinen Schutz gestellt“, und als er sah, daß wir nur noch elf Mann waren, lobte er uns. Mir nickte er zu, was er jedesmal wiederholte, wenn er später an mir vorüberkam.

Sergeant Polzin erzählt weiter:

Um 5 Uhr früh war alles, was von uns noch übrig war, in dem großen Gastzimmer des einen Gehöftes versammelt, Husaren und Bayern, alles bunt durcheinander. Verwundete gab es nicht; wenigstens haben wir nichts davon gehört.

Es war eine wunderliche Beleuchtung: Kaminfeuer und ein halbes Duzend Lichter, auf Blaker und Flaschen gestellt. Zwei oder drei dieser Lichter standen auf einem großen runden Tisch, der an ein offenes Fenster gerückt worden war; Tageslicht drang ein. Wir atmeten auf in dieser Morgenfrische. Auf dem Tisch selbst lag alles aufgeschichtet, was man den Toten draußen an Geld und Gelbeswert abgenommen hatte; jetzt mußten auch wir deponieren, was wir in unseren Taschen hatten. Mitunter half eine Franktieurshand nach und beschleunigte die Untersuchung. Nun ging es an ein Sortieren und Teilen. Ein Zehntalerschein, dessen Wert

der großen Mehrzahl ein Geheimnis war, wurde verächtlich beiseite geschoben. In demselben Augenblick aber fuhr durch die dem Tisch zunächst stehende Franktieursmauer eine Hand hindurch, griff nach dem Schein und sagte mit unverkennbarem Akzent: „Dir kann ich jaade brauchen.“ Es war eine Art Elitelorps, mit dem wir es zu tun gehabt hatten, Fremdenlegionäre, Abhub aus aller Herren Länder, Italiener, Polen, Hannoveraner, und — wie überall in der Welt — auch Berliner.

Von Gelbeswert war uns allen nur eines geblieben: einem meiner Husaren hatte ein Seitenschuß die ganze Uhr aus der Kapsel herausgeschossen; an seiner Uhrschnur hing nichts als die silberne Schale. In gutem Humor hatte man sie ihm als „Andenken an Abhis“ überlassen.

Wir erhielten einen Frühtrunk und einen Bissen Brot; dann ging es auf Chartres zu. Unter dem Jubel der Bevölkerung zogen wir ein.

Gegen Abend sahen wir von unserem Gefängnis aus, daß sich der Himmel gegen Norden hin rötete. Wir ahnten, was es war; drei Tage später wußten wir es. Die ganze Division war von Rambouillet aus gegen Abhis vorgerückt, um das Dorf für seinen Verrat zu strafen. In weitem Kreise standen die Regimenter; dann feuerte die reitende Batterie ihre Brandgranaten in das unglückliche Dorf, und am anderen Morgen war Abhis ein Aschenhaufen.

Unteroffizier Jancke erzählt:

Wir lagen bei dem Dorfe Villaines, zwei Meilen nördlich von St. Denis. Am 3. November früh erhielt ich Order, mit vier Mann einen Rekognoszierungsrück bis Ecouen und Sarcelles zu machen und Nachricht zu bringen, ob sie besetzt seien, wie stark und womit. Das große Dorf Ezonville war halber Weg. Hier sollte das Absuchen beginnen. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie schon in Ezonville stehen, aber es ist möglich. Also aufgepaßt. Und nun mit Gott.“

Wir ritten aus; es nebelte noch. Das erste Dorf, das wir passierten, hieß Villiers-le-Sec, das zweite Vemesnil-Aubry; der Nebel war inzwischen gefallen, und alles versprach einen klaren Tag. Wir trabten nun auf das dritte Dorf zu. Es war Ezonville. Sein heller Kirchturm blinkte schon durch die Pappeln.

Als wir dicht heran waren, stiegen wir auf drei Mann von unserer fünften Eskadron, die schon vor uns ausgeritten waren. Der Gefreite machte Meldung und stellte sich unter mein Kommando. Ich hatte nun sieben Mann und war guter Dinge; mit sieben Lanzen ist schon was anzufangen.

Ich teilte jetzt meine Streikräfte in zwei Seiten- und eine Mittelpatrouille. Die Mittelpatrouille (für das Dorf bestimmt) war die Hauptsache. Diese führte ich selber und suchte mir zwei Mann dazu aus, die beiden besten. Ich sagte mir so: die drei von der 5. Eskadron mögen gut sein, aber du kennst sie nicht. Deine eigenen kennst du: Rabinsky ist ein Teufelskerl, aber Polacke und unzuverlässig. Pottmüller ist willig, aber noch ein halber Rekrut; bleiben dir noch Sattler Gemke und der rothaarige Schindler, die nimm, die sind gut. Und so nahm ich mir denn Gemken und Schindlern; die drei von der 5. schickte ich links um das Dorf rum, Rabinsky und Pottmüller rechts.

Sattler Gemke hatte die Spitze, dreißig Schritt hinter ihm Schindler und ich; so ritten wir in das Dorf ein. Ich kannte es schon von Mitte Oktober her, wo wir bei hellem Mittagschein durchgekommen waren. Ein langes Dorf, bloß zwei Reihen Häuser; in der Mitte die Kirche mit einem Platz. Ich hatt' es noch gut in Erinnerung.

Die ersten Gehöfte in ihrem weißen Anstrich und mit den Vorgärten, in denen noch das bunte Laub hing, sahen freundlich genug aus; aber in jeder Tür stand ein altes Weib, was mir all mein Lebtes nichts Gutes bedeutete. Ich ritt an die erste heran und fragte: „Franktieurs?“ worauf sie mit dem Kopfe schüttelte, nach Süden hin zeigte und bloß immer wiederholte: „En bas.“ Ich sagte: „Danke, Rütterchen,“ ritt auf die zweite zu und fragte wieder: „Franktieurs?“, worauf diese mit dem Kopfe nickte, auch nach Süden zeigte und auch wiederholte: „En bas.“

Ich war jetzt ärgerlich. Die eine schüttelte, die andere nickte; ich warf ihr also einen altmärkischen Mоргengruß an den Kopf, den ich hier nicht wiederholen will. Vielleicht hatte sie's gut mit mir gemeint. Es ist schlimm, wenn man sich in fremden Sprachen vernachlässigt hat.

Gemke war uns jetzt erheblich voraus. Schindler und ich ritten rechts und links an den Gehöften vorbei; wo es möglich war, hielten wir uns so dicht an den Häusern hin, daß wir in die Fenster des ersten Stocks hineinschauen und den Flur und die Zimmer mustern konnten. Aber

nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges. Die Dorfstraße war leer, die Gehöfte wie ausgestorben; nur Kinder spielten im Hof. Männer schien es nicht zu geben.

So waren wir an der Kirche vorbei bis an die letzten, schon vereinzelt stehenden Häuser gekommen und wollten eben auf Ecouen und Sarcelles zu uns in Trab setzen, als zwei Schüsse fielen und Gemke, sein Pferd herumwerfend, in voller Karriere auf uns zusprengte. Er hielt seinen linken Arm in die Höhe, der stark blutete. Jetzt wußt' ich Bescheid. „Gemke,“ rief ich ihm zu, „helfen is nich; Sie müssen sehen, wie Sie durchkommen, immer querselbein; Gott verläßt seinen Männen nich.“ Ich sah noch, wie er über den Graben setzte. Schindler und ich aber machten kehrt und jagten wieder zurück in das Dorf hinein, das wir eben erst verlassen hatten.

Welch ein Wechsel! Die Gasse stand jetzt so vollgepfropft, als ob Jahrmärkte oder Hinrichtung wäre. Es war auch so was. Durch diesen Menschenhaufen mußten wir hindurch. Es schien glücken zu sollen. Die ganze Masse war erstlich noch nicht recht in Ordnung; nur einzelne Schüsse fielen. So kamen wir bis an den Kirchenplatz, wo die Straße nach links hin ausbuchtete. Hier war alles leer. Ich tat einen vollen Atemzug und dachte so vor mich hin: Jancke, das war überstanden.

Aber ich hatte mich verrechnet. In der zweiten Dorfhälfte hatten sie derweilen Zeit gefunden, sich zurecht zu machen, und als wir jetzt in die wieder schmalere werdende Gasse hinein wollten, da sahen wir aus allen Fenstern und Dachluten Gewehrläufe auf uns gerichtet und gleich dahinter einen in drei Gliedern stehenden Schützenzug, der uns mit Flintenschüssen empfing. Ich duckte mich; als wir aber glücklich durch waren, richtete ich mich hoch auf, um zu sehen, was wir noch vor uns hätten, und sah nun, daß bis ans Ende des Dorfes hin und drüber hinaus alle hundert Schritt eine solche Chaine gezogen war, und daß wir also auf dem zwischenliegenden freien Raum das Seitenfeuer der Häuser und das Frontfeuer dieser Chainen auszuhalten haben würden.

In diesen Ritt will ich denken. Schindler, nach links, immer dicht neben mir; nur so viel Zwischenraum, daß er mit seiner Rechten frei hantieren konnte. „Mann,“ rief ich ihm zu, „wir müssen durch! Sein Sommerprofengeficht nickte mir zu, und der rote Spitzbart tupfte ihm dabei vorn auf die Wange und das Kreuz von 66. So ging es hinein; Schindlers Lanze immer um drei Fuß vor. Ich faßte meinen Säbel krampfhaft fest und stieß und hieb, aber das war nur Spielerei; davon ist nicht zu sprechen neben der Lanze meines Rotkopps. Was ich sonst nur immer gehört hatte, hier sah ich es: die Lanze ist eine furchtbare Waffe. Ich will nicht Zahlen nennen, sie möchten doch nicht geglaubt werden; zudem bin ich meiner Sache nicht sicher. Ich weiß auch nicht, wieviel der Anprall der Pferde und wieviel die bloße Furcht vor dieser langvorgestreckten Spitze getan haben mag, aber das muß ich sagen: ich habe den Eindruck, daß uns diese eine Lanze unsern Weg durch all die Kolonnen bohrte. Keine Kugel traf; wir hörten nur das Klatschen auf den Dachziegeln gegenüber.

Jetzt kam wieder eine Lichtung, ein größerer Zwischenraum, und über die Köpfe der zwei letzten Chainen weg, die den Ausgang sperrten, sah ich schon die Pappeln der Chaussee und dachte eben in meinem Sinn: „Sie schießen doch zu schlecht,“ — klatsch, da hatt' ich eins weg in den Schenkel, nicht viel, aber mein Pferd mußte scharf getroffen sein, denn das Blut spritzte hoch auf, und meine weißen Hängschnüre waren wie getränkt damit. Ein Unglück kommt nie allein. In diesem Augenblick rief Schindler: „Unteroffizier, ich bin getroffen,“ und ich sah deutlich, daß er zusammenzuckte. „Halt dich fest,“ schrie ich ihm zu, durch, durch!“ und er packte mit der Linken den Hals seines Braunes und ging wieder hinein. Es war ein prächtiger Kerl. Aber plötzlich fehlte er neben mir; mit halbem Blick nach links sah ich, daß Pferd und Reiter zusammengebrochen waren, und daß man über ihn her war. Ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn im nächsten Augenblick war es auch mit mir vorbei. Mein Pferd, von einer zweiten Kugel in den Kopf getroffen, stürzte zu Boden; ich lag drunter und verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, war ich unter einem Dach von Bajonetten. Man zog mich hervor und schleppte mich im Triumph in die Mitte des Dorfes, an meinem treuen Schindler vorbei. Er richtete sich noch einmal auf; der Todessehmerz stand ihm im Gesicht. Es hat nicht lange mehr gedauert. Einer von den Franktieurs gönnte ihm eine letzte Kugel. Es war auch das Beste.

Sattler Gemke, wie ich gehört habe, ist durchgekommen und hat seine Meldung gemacht; die Lohse fallen vertrieben. Gemke lebt, Schindler ist tot, und ich — sitze hier.

*) Die Erzählung ist der populär-historischen Ausgabe von Theodor Fontanes „Kriegsgefangenen; Erlebtes 1870“ entnommen. Verlag Doyane & Co., Berlin.

Siegreiches Vorgehen der deutschen und österreichischen Flotte.



„Die schwarze Armee“.

die berühmten algerischen Truppen Frankreichs, auf dem Marsche zur Küste, wurde bei ihrer Einschiffung durch deutsche Kriegsschiffe siegreich beschossen.



Antivari.

Leipziger Presse-Büro.

der Hafen von Montenegro, unterlag zum größten Teil der Zerstörung durch die österreichische Flotte. Der Hafen besteht aus nur wenigen Häusern. Die Stadt Antivari liegt einige Kilometer entfernt vom Hafen im Innern des Landes und wurde während des letzten Balkan-Krieges in Trümmer gelegt.